

Schweizerische Surrealisten in der Kunsthalle Bern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 37

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Surrealisten in der Kunsthalle Bern

Nachdem wir vor noch nicht langer Zeit Gelegenheit hatten, in der Ausstellung moderner französischer Künstler eine Anzahl Surrealisten dieses Landes kennenzulernen, ist uns nun die Möglichkeit geboten, die Werke zweier Schweizer Surrealisten kennenzulernen. Serge Brignoni, der uns aus verschiedenen Ausstellungen bekannt ist, stellt diesmal neben seinen Landschaften vor allem seine surrealistischen Arbeiten einem grösseren Publikum vor. Man mag zu dieser extremen Richtung moderner Kunst eingestellt sein, wie man will, so muss man doch vor allem die dekorative Wirkung seiner Bilder anerkennen. Brignoni schweigt in Farben und Phantasien, denen er die Umwelt zugrunde zu legen scheint. In seinen Bildern wirkt sich das Unbewusste, das Embryonale aus und kommt in mehr oder weniger starker Formierung zur Geltung. Seine Bilder wirken traumhaft und scheinen der Ausdruck einer nie befriedigten Sehnsucht nach Farben und Schönheit zu sein, die sich ganz von der alt vertrauten Form distanziert.

Ganz anders in seiner Art ist Otto Tschumi, der ebenfalls, wie Serge Brignoni, längere Zeit in Paris lebte und 1940 in die Heimat zurückkam. Seine surrealistischen Bilder sind inhaltlich konkreter. Jedes einzelne von ihnen verkörpert eine Idee, die oft nicht schwer herauszufinden ist. Doch wirkt die Ausführung dieser Ideen vielfach wie ein Alldruck, der eher abschreckt. Immerhin muss betont werden, dass Tschumi das typische der Ideen in meisterhafter Weise zum Ausdruck bringt. Vor allem seine Zeichnungen zeigen in ihren Ausführungen die vollständige Beherrschung der Materie, deren Betrachtung in dieser Weise einen ausgesprochenen Genuss bietet.

Auch wer sich nicht unbedingt für die surrealistische Richtung in der Malerei begeistern kann, sollte doch nicht verfehlen, sich mit dem Schaffen dieser immerhin bedeutenden Schweizer Künstler vertraut zu machen, wobei er noch Gelegenheit haben wird, einige gute Skulpturen von Hermann Jeanneret zu bewundern. Diejenigen aber, die mit der Ausdrucksweise der surrealistischen Malerei vertraut sind, werden die ausgestellten Werke mit Genuss betrachten.

hkr.

Der Brief

Von Erika Jemelin

Ich hatte nicht erwartet, dass Valentin sofort schreiben würde; legte er doch die ganze lange Reise in seinem kleinen, dunkelgrünen Wagen zurück, und es war ein weiter Weg bis in den hohen Norden hinaus.

Wie gut erinnere ich mich noch an jenen Frühsommernorgen, als er von Dany und mir Abschied nahm. Es war an einem Sonntag, die Vögel sangen so hell, wie sie es nur zu dieser Jahreszeit tun, und der alte Kastanienbaum beim Gartentor hatte alle seine Kerzen aufgesteckt. Ich hatte Valentin am Tage vorher Lebewohl sagen wollen, damit der allerletzte Augenblick ihnen beiden allein gehören würde, aber Valentin wollte nichts davon wissen.

«Nein», sagte er und schaute an mir vorbei, «es wird ganz gut sein, dich dabei zu haben. Ich hasse Abschiednehmen; wohl aus dem einfachen Grunde, weil das Leben mich schon so oft Abschied nehmen liess.»

Ich wunderte mich ein wenig über diesen seinen Wunsch, aber schliesslich blieb es dabei. Es mag sein, dass Valentin seiner nicht ganz sicher war und sich vor dieser Stunde fürchtete, mehr als vor einer andern je zuvor; das kam mir freilich erst viel später in den Sinn und es war gut so.

So standen wir unter dem blühenden Kastanienbaum, Dany und ich, an diesem wundervollen Morgen zur Frühsommerszeit, und Danys Hand lag in der Valentins. Sie lächelten einander zu und wollten sich glauben machen, es sei ja alles nicht gar so schwer, aber oftmals ist ein Lächeln nur da, um die Tränen eines kummervollen Herzens zu verbergen.

Natürlich, Valentin unternahm diese Reise gezwungenermassen und weil es einfach nicht anders ging, aber bald würde er wiederkommen und Hochzeit halten. Ein weisses Kleid würde Dany tragen, so strahlend hell wie ein Narzissenfeld unterm Himmelsblau, und Trennung würde es keine mehr geben, nein, niemals mehr.

Von solch frohen Dingen sprach Valentin mit einem heitern, guten Gesicht, ich jedoch spürte hinter jedem seiner Worte eine Angst, die ich damals noch nicht verstand und von der er selbst vielleicht nicht allzuviel wusste.

Dany blieb tapfer bis zuletzt. Auch als Valentin sie ein letztes Mal in seine Arme nahm, als die Wagentüre mit einem harten Knall sich schloss und der Motor brummend ansprang, vergoss sie keine Träne und zeigte keinen Schmerz. Still und schmal und wie verloren stand sie in ihrem hellen Kleide unter dem Baum mit den blühenden Kerzen und schaute Valentin nach, der kleiner und kleiner wurde, bis man schliesslich nur noch sein buntes Halstuch aus der Ferne zurückwinken sah.

Am Anfang strich Dany die Tage im Kalender mit roter Farbe durch. Ein Tag und noch einer, und viele, viele noch. Aber von Valentin hörte sie nichts. Später kamen nur noch die Wochen dran. Eine Woche vorüber, Gott sei gelobt dafür, und noch eine, und viele noch. Aber von Valentin hörten wir immer noch nichts.

«Es ist eine weite Reise, muss man bedenken, und die Fahrt durch fremde Länder beschwerlich», so sagte ich. Oder ich erzählte von einem Unfall, einer Krankheit. Nein, sicher nichts Schlimmes, aber solche Sachen können eine ganze Weile dauern, auch davon hat man schon gehört. Und vielleicht ist es ja so, dass der Brief verlorengegangen ist. Nicht einmal zu wundern brauchte man sich darüber, wenn man in Betracht zieht, welch langer und gefährlicher Weg ein solches Blatt Papier zurücklegen muss.

Dany sagte zu meinen Trostversuchen

nicht viel, aber ich merkte, dass jetzt noch die Monate durchgestrichen wurden. Warum auch nicht? Das will noch lange nicht heissen, dass man am Verzweifeln ist. Ein Monat, das bedeutet eine Reihe hoffter Tage, und wer weiss, was im nächsten sich alles ereignen kann.

Als Valentins Brief dann endlich doch noch kam, war ich derart aufgeregt, dass ich ihn erst ein paarmal in den Händen herumdrehte, bevor ich mich zum Oeffnen entschloss. Er war bedeckt mit fremden Marken und Zeichen, das Merkwürdigste aber war, dass er meinen Namen trug. Ich öffnete ihn hinten im Garten, wo die Stachelbeersträucher stehen, und dann las ich ihn nochmals in tiefer Nacht, nachdem ich den Schlüssel zweimal im Schloss umgedreht hatte.

Und nachher las ich ihn noch viele Male, diesen so sehnüchlich erwarteten Brief Valentins, jedoch wurde der Schmerz, den er mir brachte, dadurch nicht kleiner und es half auch nichts, sich zu wünschen, er wäre nie angekommen; hatte er doch über weite Meere zurückgelegt, um mir Kunde zu bringen von einem, der einmal an einem unvergesslichen Sommernorgen gelächelt und von glücklicher Zukunft gesprochen und der nun mitten in seinen dunkelsten Stunden stand.

Was sollte ich tun? Valentin wollte nicht, dass Danys Jugend überschattet werde von Trauer und Leid. «Zwei Jahre gib mir der Arzt noch», so schrieb er «eine Spanne Zeit, zu kurz, um glücklich zu lieben, und zu lang, um in schmerzvollem Entsagen auszuharren.»

Nein, Valentin wollte nicht, dass Dany die traurige Wahrheit erfahre und um die einer Lüge zu greifen, dazu fehlte mir der Mut. So beschloss ich denn, zu schweigen und den Dingen, den unaufhaltsamen Brief Lauf zu lassen. Den unglücksschweren Brief aber trug ich hinauf in die Kammer, wo Grossmutter Truhe stand und legte ihn ins bergende Dunkel zu allerlei vergessenen Kram; zu Danys erster Puppe, die arg zugerichtet, hier zwischen alten Schutzheften und bunten Bändern ihr Grab gefunden hatte.

So ging die Zeit dahin und ein neuer Frühling erstand. Wieder rüstete der Kastanienbaum all seine hundert Kerzen und der Amsel Lied in früher Wochenklänge. Dany schien in diesen Erntedämmerung eine andere zu werden. War es das blühende, das neben ihr durch die Frühtage schritt und sich als heiterer Glanz in ihre Augen legte, oder war es der Frühling selbst, dieser mächtige Zaubersmann? Er gab ihr das Lachen zurück, das länger verstummt, und oft war mir, als fühle sie sich von einer grossen Last befreit.

Ich glaube, diese betörende Frühlingzeit war schuld, dass ich von allem nichts merkte und mir bei Danys so ganz veränderten Wesen kein Verdacht aufstieg. Wohl wunderte ich mich, wenn ich sie nachts in ihrem Zimmer geschäftig und hergehen hörte oder sie dabei ertappte, wie sie Vaters Papiere durchstöberte, aber besondere Gedanken machte ich mir darüber nicht.

Bis dann jener Morgen kam, da wir ihr Zimmer leer fanden. Der kleine gelbe Koffer fehlte, ein wenig Wäsche und das hellste Kleid, das sie an jenem Frühsommermorgen getragen, als Valentin Abschied nahm.

Und während die Eltern weinten in ratlosem Schmerz, stieg ich mit bebenden Herzen in die Kammer hinauf, wo Grossmutter Truhe stand. Aber ich mochte nicht suchen, soviel ich wollte, der Brief blieb verschwunden. Da wusste ich, dass Dany ihn gefunden und in aller Heimlichkeit zu Valentin gegangen war, um ihm sein schweres Schicksal tragen zu helfen. Neben allem Kummer, den ich über ihren Verlust empfand, fühlte ich, dass ein Leben in Liebe und Leid gelebt, besser war als eines, das sich in stillem Beiseitstehen verzehrt.